

# Frühdeutsche Verwirrung

Es tobt ein neuer Sprachenstreit im Land. Die kantonalen Bildungsdirektoren möchten den Dialekt aus den Kindergärten verbannen. In der Bevölkerung regt sich Widerstand, sogar Ausländer setzen sich für die Erhaltung des Schweizerdeutschen ein. *Von Daniela Niederberger und Philipp Gut*



**Mundart unerwünscht:** Schweizer Kindergarten.

Der Literaturwissenschaftler Peter von Matt, emeritierter Professor an der Universität Zürich, beherrscht, was er lehrt. Zu seinen gut besuchten Angeboten gehörten Kurse über die Polemik, den Kampf mit Wörtern und Sätzen. Eine Polemik, lehrte von Matt seine Studenten, wolle immer zweierlei: den Gegner verletzen und provozieren – sowie Applaus vom Publikum, das es auf seine Seite zu ziehen gelte. Beides ist von Matt mit einem polemischen Artikel gelungen, der kürzlich im Zürcher *Tages-Anzeiger* erschien. Der Literaturprofessor ritt eine Attacke gegen ein angebliches Überhandnehmen der schweizerdeutschen Mundart. Mehrere Entgegnungen und eine Flut von Leserbriefen zeugten von der Dringlichkeit und Mobilisierungskraft des Themas.

Es breite sich in diesem Land seit einiger Zeit der «Wahn» aus, so von Matts Diagnose, «der

Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache». Das sei Unsinn, beruhe auf einer «Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit» und habe bedenkliche Folgen. Der angebliche «Wahn» (von Matt wiederholt das Wort *nach* allen Regeln der polemischen Kunst so oft wie nur möglich) beschädige «die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer». Wer (ausschliesslich) *Mundart* rede, verhalte sich «ungehobelt, bäurisch und stillos», kurz: provinziell. Die Schweiz, so könnte man von Matts Thesen zusammenfassen, verrohe und verdumme – weil ihr das Schweizerdeutsch so wichtig sei.

Die Polemik ging auf, die Reaktionen bezeugen es. Aber stimmt der Befund? Sind die Deutschschweizer Dialekte wirklich so dumpf und undifferenziert, wie von Matt schreibt?

Sprachwissenschaftler wie die Zürcher Dialektforscherin Elvira Glaser widersprechen dem abschätzigen Urteil. Die Zürcher Professorin betont die Vielfalt und Originalität des Schweizerdeutschen. Es sei falsch, ihm den Status einer Muttersprache abzusprechen.

Auch die persönliche und historische Erfahrung lehrt das Gegenteil: Die Mundart vermittelt den Schweizern Identität, gerade auch die sprachliche Abgrenzung gegenüber dem übermächtigen Deutschland gehört zu den Konstanten des helvetischen Selbstbewusstseins. Wer die Mundart pauschal schlechtredet, hat von dieser Geschichte nichts begriffen.

---

**Bei Kindergärtnerinnen, Lehrern und Bildungsexperten regt sich Widerstand.**

---

Die Auseinandersetzung findet aber auch, etwas unterhalb der professoralen Flughöhe, auf einer konkreten Ebene statt. Zünftig wird darüber gestritten, ob und in welchem Mass im Kindergarten Dialekt zu sprechen sei. Die jüngste politische Verlautbarung dazu kommt von der SVP. «Im Kindergarten ist Mundart zu sprechen», fordert die Partei in einem am letzten Samstag verabschiedeten Grundlagenpapier zur Bildung («Der Weg zur leistungsorientierten Volksschule»). Hochdeutsch solle erst in der Primarschule «nach und nach» eingeführt werden. Ein Schelm, wer vermutet, dass von Matt mit seinem «ungehobelt, bäurisch und stillos» an die einstige Bauernpartei gedacht haben könnte.

Allerdings: Die SVP ist mit ihrem Anliegen nicht allein. In den Kantonen Basel-Stadt und Zürich sind Initiativen zustande gekommen, die sich gegen den Hochdeutsch-Zwang im Kindergarten zur Wehr setzen. Die überparteilichen Komitees dürfen auf Zuspruch von links bis rechts zählen.

## Alarmierende Pisa-Studie

Auch in Luzern kommt die Frage vermutlich vors Volk. Die Junge SVP hat letzte Woche mit einer Unterschriftensammlung begonnen, offensichtlich mit Erfolg. An einem einzigen Stand in der Stadt Luzern seien am ersten Tag der Aktion rund 300 Unterschriften zusammengekommen, sagt Initiant Anian Liebrand. Selten hätten in so kurzer Zeit so viele Leute unterschrieben. Auffallend sei die grosse Unterstützung von Kindergärtne-

rinnen und Angestellten aus dem Bildungsbereich.

Die Volksbegehren in verschiedenen Kantonen – weitere sind geplant – richten sich gegen einen Trend, der seit einigen Jahren um sich greift. Die Deutschschweizer Stände haben Gesetze, Vorschriften oder Empfehlungen erlassen mit dem Ziel, Hochdeutsch bereits im Vorschulalter auf den Lehrplan zu setzen. Manche Kantone schreiben eine Art Quotenregelung vor. Im Kanton Luzern müssen die Kindergärtnerinnen zwei Drittel in Hochdeutsch unterrichten, in anderen Kantonen die Hälfte.

Woher kommt der Drang, die Mundart zurückzubinden und schon im Kindergarten die Standardsprache vorzuschreiben? Die Bemühungen sind eine Reaktion auf die Pisa-Studie im Jahr 2000, die Schweizer Schülern ungenügende Lesefähigkeiten attestierte. Die kantonalen Bildungsdirektoren waren alarmiert und verabschiedeten einen «Aktionsplan», der die Mundart aus dem Schulunterricht entfernen und Hochdeutsch als Unterrichtssprache installieren sollte. Nicht nur in der Schule, sondern auch im Kindergarten. Selbst in musischen und handwerklichen Fächern oder im Turnen ist mehr und mehr Standarddeutsch angesagt.

Die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) wollte eine «ablehnende Haltung unserer Mundartgesellschaft gegenüber dem Hochdeutschen» festgestellt haben, die schon Primarschüler übernehmen – und die es zu bekämpfen gelte. Lehrerinnen und Lehrer wurden angehalten, ein «selbstbewusstes Schweizerhochdeutsch» zu sprechen, wie es in einem Schreiben des Thurgauer Erziehungsdepartements hiess.

Die Verfechter der Hochdeutsch-Pflicht sehen darin so etwas wie eine pädagogische Allzweckwaffe. Sie soll die Lese- und Schreibfähigkeit stärken und den Erwerb weiterer Fremdsprachen erleichtern. Vor allem Politiker führen ins Feld, flächendeckendes Hochdeutsch schon für die Kleinsten fördere die Integration der Ausländerkinder.

Sind die Argumente stichhaltig? Bringt der Zwang zum Hochdeutschen im Kindergarten wirklich den erhofften Nutzen?

Kritische Stimmen mehren sich. Widerspruch kommt von Kindergärtnerinnen, Lehrern und Bildungsexperten. Wenn im Kindergarten einmal Hochdeutsch, einmal Mundart gesprochen werde, verwirre das die Kinder und führe zu einer Vermischung der beiden Sprachformen. Studien unterstützen die Befürchtung, darunter die bisher einzige Dissertation zum Thema («Hochdeutsch im Kindergarten», Zürich 2007). Autorin Karin Landert Born hat einen auf Hochdeutsch geführten Kindergarten mit einem solchen verglichen, in dem Mundart geredet wurde. Ihr Befund: Vor allem Ausländerkinder haben Mühe mit dem



Die Polemik ging auf: Germanist von Matt.



In der Offensive: EVP-Kantonsrat Ziegler.



Jetzt unterschreiben!  
[www.jsvp-luzern.ch](http://www.jsvp-luzern.ch)



Grosse Unterstützung: SVP-Initiative.

Hin und Her von Dialekt und Hochdeutsch. Sie kommen im Kindergarten oft zum ersten Mal mit Mundart in Kontakt und sollen nun parallel auch noch Hochdeutsch lernen. Damit wäre ausgerechnet jene Gruppe von Kindern «negativ vom Frühhochdeutschen betroffen», der es angeblich am meisten helfen sollte.

Eher von politischer Seite kommt das Argument, unter dem neuen Regime leide der Dialekt. Manche malen schwarz und prophezeien gar dessen Niedergang. «Ich sehe eine starke Gefährdung der Mundart», sagt Thomas Ziegler. Der ehemalige Sekundarschullehrer und EVP-Kantonsrat ist aktiv für die Zürcher Mundart-Initiative. Sein Enkel gehe nicht mehr «go tschutte», er «spielt Fussball» und «erzielt» dabei ein «Tor», statt dass er ein «Goal schüüsst». Als der Kleine letztthin erzählte, sie hätten in der Schule an etwas «gearbeitet», schimpfte der Grossvater mit ihm.

«Dass heute niemand mehr «Binätsch» sagt, kann ich hinnehmen», sagt Ziegler. Anderes geht dem einstigen Deutschlehrer zu weit. «Meine Schwiegertochter, eine Lehrerin, muss darum kämpfen, dass die Schüler in der Pause mit ihr Mundart reden.» Umso mehr solle diese wenigstens im Kindergarten erhalten bleiben.

#### Das Ross ist kein Ross mehr

Ein Gegner des (zu) frühen Hochdeutschen ist der Kinderarzt Hannes Geiges, auch er engagiert sich für die Zürcher Mundart-Initiative. Für ihn ist der Dialekt «Heimat» und «nicht bloss ein Mittel, um Brötchen zu kaufen». Mundart stifte Identität, vermittele Zugehörigkeit und ermögliche Zuordnungen. Seine Tante war Appenzellerin und damit klar «öpper ander». Geiges glaubt, Kinder würden Nuancen des Dialekts verlieren, wenn sie bereits im *Chindsgi* Hochdeutsch redeten. Schon heute sei das *Ross* kein *Ross* mehr, sondern ein Pferd. Der *Chüngel* sei ein Hase, und was ein *Rosskopf* sei, wisse kaum mehr jemand. «Ein Stück Kultur geht verloren», meint Geiges – und kommt damit zu einem diametral entgegengesetzten Schluss als «Dialektwahn»-Kritiker von Matt.

Für die Befürworter hochdeutscher Kindergärten – Politiker, Bildungsdirektoren, Forscher der pädagogischen Hochschulen – ist die Angst vor einem Verlust der Dialektfähigkeit unbegründet. Unisono betonen sie, die Förderung des Hochdeutschen gehe nicht zu Lasten der Mundart. Studien dazu gibt es nicht. Karin Landert Born, Verfasserin der erwähnten Dissertation, sieht keine Gefährdung des Dialekts. «Die Kinder verbringen pro Tag relativ wenig Zeit im Kindergarten.» Knapp vier Stunden jeden Morgen. Die restliche Zeit sind sie daheim oder spielen mit anderen Kindern. Allerdings hat Landert festgestellt: Viele Kinder sind stolz, etwas Neues zu können. «Mütter berich-

## Lob des Besonderen

Die Schriftsprache grenzt aus, in der Mundart dagegen herrscht ein bunte Vielfalt. Von *Elvira Glaser*



Wörter zum Nachdenken: Linguistin Glaser.

*Bixi, Bäxi, Bitzgi, Bätzgi, Bätzi, Bitschgi, Bütschgi, Butschgi, Gröibsch, Gröitschi, Güegi, Üürbsi, Güürbsi:* alles Wörter, die irgendwo in der Deutschschweiz das bezeichnen, was übrigbleibt, wenn man einen Apfel gegessen hat. Die Vielfalt ist beeindruckend, dabei könnte die Liste sogar noch verlängert werden. Aber warum sollte man sich zur Bezeichnung eines solchen unwichtigen Bestandteils unseres Lebens auf ein Wort einigen? Nicht einmal im Hochdeutschen gibt es dafür ein überall gültiges, neutrales Wort. Die umständliche Umschreibung Überrest eines Apfels kann ja nicht wirklich als gleichwertig neben die Dialektwörter gestellt werden, die genau und eindeutig bezeichnen, worum es geht. Jedenfalls dort, wo man sie jeweils gebraucht.

Wo in der Schriftsprache oft ausgegrenzt und vereinheitlicht wurde, herrscht in den Mundarten eine bunte Vielfalt. Man hat den Eindruck, es könnten mühelos weitere Varianten ins Spiel gebracht werden, denn um ein Spiel scheint es sich zu handeln. Die Wörter sind ohnehin dunkel, ob *Bitzgi* oder *Bätzgi*. Umso erstaunlicher mag es sein, zu erfahren, dass einmal ziemlich präzise Motivationen zu deren Entstehung geführt haben. Hinter *Bitzgi, Bätzgi, Bixi* stecken beispielsweise die Wörter *becken* oder *bicken*, die «etwas kleinhacken» bedeuteten. Durch

Weiterbildungen wie *bickezen*, das eine intensivere Handlung ausdrückte, kam das «z» in die Wörter. Diese wurden dann tatsächlich vielfach spielerisch weiter umgestaltet, und der Zusammenhang zur ursprünglichen Wortbedeutung ging verloren. Hinter *Gröibsch* steckt die Verkleinerungsform eines Wortes, das wohl ebenfalls Überbleibsel und Zerkleinertes bezeichnete. Das *Güegi* ist dagegen mit *Gueg*, einem Wort für Käfer, in Zusammenhang zu bringen. Es ist damit als Übertragung von der Blütennarbe, die mit einem Insekt verglichen werden konnte, anzusehen.

Auch die mundartlichen Bezeichnungen für das Bonbon sind zahlreich. Sie bleiben aber meist noch in ihrer Bildung verständlich. Hier spiegelt die Vielfalt vor allem den Reichtum an Möglichkeiten, eine Sache anzusehen. Einmal ist es der Grundstoff des Bonbons, der Zucker, der zur Bezeichnung herangezogen wird. Besonders in den Verkleinerungsformen *Zückerli, Zuckerli* kommt hier die emotionale Seite zum Ausdruck. Ebenso kann die äussere Form namentgebend sein, so bei *Täfeli, Chügeli, Böleli* und *Bööneli*. Das mag auch bei den *Zältli* den Ausschlag gegeben haben, denen ein altes Wort für den Flachkuchen zugrunde liegt. Die Bezeichnungen *Zuckerstei* und *Füürstei* sind dabei schon auffälliger und werden mit dem früher im Verkauf üblichen Zuckerhut und den in farbiges Papier gewickelten Bonbons in Verbindung gebracht. Das *Chröömli* lässt den guten alten Kramer in der Erinnerung aufleben.

Nicht nur in der Vielfalt liegt aber der Reiz des mundartlichen Wortschatzes. Immer wieder stolpert man über einzelne Wörter, die zum Nachdenken und Nachforschen anregen. *Pfulmen* klingt geheimnisvoll und gleichzeitig mit seinem «pf» urdeutsch. Seinen fremden Ursprung verrät es eben nicht auf Anhieb. Dass hier lateinisch *pulvinus*, «Polster», dahintersteckt, enthüllt erst der Blick in ein Herkunftswörterbuch. *Cheib* ist ein ungemein praktisches Wort für alle Lebenslagen. Was und wer kann nicht alles damit beschimpft werden! Und dabei kann es auch in anerkennender Weise und einfach zur Verstärkung verwendet werden: *cheibeschön!*

Prof. Elvira Glaser ist Linguistin an der Universität Zürich und Mitherausgeberin des «Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz».

ten mir, ihre Kinder erzählten zu Hause auf Hochdeutsch, was sie im Kindergarten erlebt hätten.»

Übermässige Sorgen um die Mundart brauche man sich nicht zu machen. «Die Sprache verändert sich, das war schon immer so. Es werden gewisse Wörter aus dem Hochdeutschen importiert, das ist klar.» Auf der anderen Seite verschwinden Mundartaussprüche. «Meine Grossmutter benutzte auch Wörter, die ich nicht mehr verstand.»

Dass die Mundart bedroht sei, hält die Linguistikprofessorin und Dialektforscherin Elvira Glaser von der Universität Zürich für eine Überzeichnung. Dennoch sei es unbestritten, dass sich die Dialekte anglichen und vor allem «randständige, seltenere Idiome» die eine oder andere Besonderheit verlören.

Überzeugender als die grossen kulturpessimistischen Klagegesänge wirken ohnehin die Argumente aus der Praxis. Vor allem Kindergärtnerinnen betonen die besonderen Bedürfnisse ihrer Schützlinge. Sie sind vier oder fünf Jahre alt und zum ersten Mal in ihrem Leben längere Zeit von zu Hause weg. Sie haben manchmal Heimweh und müssen getröstet werden. Die Kindergärtnerin ist nicht selten eine Art Ersatzmutter. «Wir müssen zu den Kindern eine Beziehung aufbauen», sagt Brigitta Tomasin, seit über dreissig Jahren Kindergärtnerin in Winterthur. «Das geht auf Hochdeutsch weniger gut. Wir sind dann nicht mehr wir selber.» Sie könne ein Kind, das weint, nicht in Standardsprache trösten: «Was ist? Hast du dir weh getan? Verspürst du Schmerzen?»

Doch genau dies wird in den Lehrplänen gefordert. Hochdeutsch dürfe nicht nur die Sprache der Wissensvermittlung sein, sondern müsse zur Alltagssprache werden, die «unverkrampt», «selbstverständlich und lebendig» gesprochen werde. Kindergärtnerinnen müssten auch «Beziehungsaspekte auf Hochdeutsch ausdrücken», hiess es in einem obligatorischen Weiterbildungskurs im Kanton Graubünden.

In einem Referat eines Professors der Pädagogischen Hochschule Zürich mit dem eigenwilligen Titel «Gelingensbedingungen für Hochdeutsch im Kindergarten als Alltagssprache» wurden den Kindergärtnerinnen auch gleich nützliche Übersetzungen mit auf den Weg gegeben. Statt «Gosch au ind Pausa» sollten sie sagen «Gehst du auch in die Pause?», statt «Machand vorwärts» seien die Kleinen zu mahnen: «Beeilt euch!»

### Ausländer profitieren vom Dialekt

Dass solche Belehrungen offenbar als nötig erachtet werden, ist nicht unbedingt ein Beweis für das Vertrauen in die sprachlichen Fähigkeiten der Kindergärtnerinnen. Manche von ihnen streiten gar nicht ab, dass ihr Deutsch oft «holperig und schrecklich» tönt, wie die

Kindergärtnerin und Heiltherapeutin Brigitta Schäfli sagt. Allerdings nicht aus Unvermögen. «Wir reden nicht so, weil wir nicht fähig wären, uns besser auszudrücken.» Der Grund sei ein anderer: «Es ist dermassen künstlich, wenn wir mit Kindern Hochdeutsch sprechen müssen, dass wir nicht anders können. Wir nähern unser Deutsch bewusst dem Dialekt an.»

Schliesslich bleibt auch das Argument umstritten, dass das Mundart-Verbot im Kindergarten vor allem den Immigrant\*innen einen längerfristigen Nutzen bringe. Politiker und Bildungsdirektoren preisen das Frühhochdeutsch quasi als Geschenk für die Ausländer. Man biete ihnen damit «Integrationschancen», «Chancen- und Bildungsgerechtigkeit». «Das ist das Falscheste, was es gibt», entgegnet Thomas Ziegler. Ein Ausländer, der «akzentfrei» Schweizerdeutsch rede, sei besser integriert. Gerade wenn es um die Lehrstellensuche gehe, zeige sich, wie wichtig Mundart sei. «Das höre ich immer wieder von Oberstufenlehrern.» Wer nicht so gut in der Schule sei und erst noch mangelhaft Schweizerdeutsch rede, habe schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Deshalb sei es so wichtig, dass Ausländer ein tüchtiges «Züritüütsch-Bad» genommen hätten, wie es Ziegler ausdrückt.

Dazu passen die Eindrücke von der Strasse: Gerade Secondos hätten die Mundart-Initiative «wie wild» unterschrieben. Kindergärtne-

rin Brigitta Schäfli berichtet von fremdsprachigen Eltern, die sie baten: «Reden Sie mit unseren Kindern Mundart. Wir können ihnen das nicht beibringen.» Hochdeutsch lernen sie später in der Schule mindestens neun Jahre lang, für Mundart gebe es nur eine Gelegenheit: den Kindergarten.

Grundsätzliche Kritik an den sprachpolizeilichen Eingriffen äussert der Bündner Sekundarlehrer und Didaktiker Urs Kalberer, der in wissenschaftlichen Arbeiten die zweifelhaften Wirkungen der sogenannten Frühförderung untersucht hat. Man müsse sich fra-

---

**«Gerade, wenn es um die Lehrstellensuche geht, zeigt sich, wie wichtig Mundart ist.»**

---

gen, was durch das Kindergarten-Hochdeutsch gewonnen werde. «Der einzige Gewinn kann in der Aussprache bestehen. Wir können ein wenig flüssiger Hochdeutsch reden. Doch ist es unser Problem, dass wir zu wenig gut Hochdeutsch sprechen? Nein.» Abgesehen davon habe er viele Schüler, die sensationell gut Hochdeutsch sprächen, mit perfekter Aussprache. Das Problem, das man mit der Hochdeutsch-Pflicht beheben wollte, bleibe ungelöst: «Kein Schüler kann deswegen besser lesen oder schreiben.»

Wie die vergleichende Untersuchung von Karin Landert zeigt, haben Kinder des hochdeutsch geführten Kindergartens tatsächlich einen besseren Wortschatz (sie wissen etwa, dass man dem Velo «Fahrrad» sagt). Das ist es aber auch schon. Sie sprechen weder grammatikalisch besser noch von der Satz- und Wortbildung her. Auch verwenden sie die Zeitformen nicht virtuoser als ihre *Gspännli* aus dem Mundart-Kindergarten. In der zweiten Klasse, das belegt eine Basler Studie aus dem Jahr 2005 («Standardsprache im Kindergarten»), sind alle Schüler wieder gleich weit, die Hochdeutsch-impregnierten und die dialektbelassenen.

Man könnte die Debatte also mit einer gewissen Gelassenheit angehen. Wenn das Hochdeutsche in einigen Kantonen wieder aus den Kindergarten-Lehrplänen gekippt würde, wäre kaum viel verloren, im Gegenteil. Dennoch wirken die Befürworter nervös. Die SP des Kantons Zürich will nach eigenen Angaben einen Volksentscheid zur Wiedereinführung der Mundart verhindern. «Das ist eine emotional hochaufgeladene Frage, da macht eine Volksabstimmung wenig Sinn», sagte der Sozialdemokrat Markus Späth im *Tages-Anzeiger*. Wenn das kein Steilpass für die Gegner ist. So leicht lassen sich die Schweizer weder ihren Mund noch ihre Mundart verbieten. ○